

Vom Fenster aus kann sie die Männer sehen, die im Hof gehen, Runden drehen. Die meisten allein, mit auf dem Rücken verschränkten Händen, als wollten sie den Klischees Genüge tun. Sie tragen private Kleidung, aber ihr kommt es vor, als hätten die Mauern, die das verwitterte Betongeviert umgeben und eine eigene Welt zu definieren scheinen, diese einheitlich grau gefärbt in Vorgriff auf die zu erwartenden Urteilsprüche. Vielleicht noch treffender, so scheint es ihr, als trage man die Kerkerkluft wie eine zweite Haut, die man bloß farbig dekoriert.

Wie kann man unschuldig sein, wenn man so seine Tage verbringen muss? An die Nächte wagt sie nicht zu denken. In ihrem Rücken setzt ihr der Direktor auseinander, warum er mit der geplanten Befragung nicht einverstanden sei. Vorverurteilung, Prozessgegenstand, Urteilsspruch, Rechte des Untersuchungs-gefangenen. Sie hört kaum zu. Er hat bereits gestanden, höchste Weisung zu haben, ihr die Erlaubnis zu erteilen.

Sie versteht das ganze Problem nicht. Entweder ist ihre Untersuchung rechtens, oder sie ist es nicht, das muss doch festzustellen sein. Was kommt es da auf Weisung an.

Der Direktor wiederholt sich. Die Ablehnung nicht grundsätzlich gemeint, geschweige denn persönlich. Er stockt, als suche er nach Worten. Gewiss sei die Problematik höchst interessant und relevant obendrein, aber zu diesem Zeitpunkt fände er eine solche Befragung einfach unmöglich. Das einfach unmöglich gleich drei Mal. Später, nach der Urteilsverkün-

ding, würde er ihr gerne jede Hilfe zukommen lassen. Leider habe der von ihm eingelegte Protest keine Wirkung gezeigt.

»Unverständlicher Weise, völlig unverständlicher Weise!«

Durch die endlich eintretende Stille genötigt, dreht sie sich vom Fenster weg, dem Schreibtisch zu, an dem der Direktor sitzt, verloren in Papieren, von denen er, noch immer blättern, als brauche er den Halt, den Akten bieten, jetzt langsam aufsieht.

Jemand muss das Licht einschalten. In der einsetzenden Dämmerung wirkt das Büro schäbiger, als es ohnehin ist.

Sie lehnt sich an die Fensterbank aus altem Holz, von dem die Farbe blättert, ein undefinierbares Braun. Sie sitzt fast, so tief reichen die Fenster. Sie ärgert sich, dass sie sich derart bemüht gekleidet hat für diesen Besuch, dieses Eintauchen in eine fremde Männerwelt, wie es ihr erschienen war. Sie hat nicht gewollt, dass sich unter dem engen Rock das Höschen abzeichnet. Jetzt kneift der Striemen im Schritt und erinnert sie völlig unpassend daran, dass sie ein Geschlechtsteil besitzt. Durch ihre Stellung rutscht der Saum die Schenkel hoch. Undeutlich die Blicke des Direktors. Sie fragt sich, ob er ihre Wäsche schon sehen könne, dies Stückchen Stoff, das sich ein Höschen nennt. Was hat sie sich von der Aufmachung eigentlich versprochen, der Stunde vor dem Spiegel? Gealterte Direktoren, die sich nicht ernst genommen fühlen, subalterne Beamte, die mit bleichen Gesichtern große Schlüssel führen und linkisch durch die Gänge schlurfen. Eine Jeans hätte es auch getan.

Der Direktor scheint zu einem Ende gekommen zu sein. Er blättert nicht mehr, lehnt sich in seinem Sessel schwer zurück, erwartungsvoll, den Blick zum Fenster, wo sie steht.

Was will er bloß hören? Dass ich meine Untersuchung selbst nicht gutheiße und mich seinem Protest anschließe? Oder ist ihm mein Rock wichtiger? Sie lächelt und versucht, charmant

zu wirken. Einen Anstrich könnte das Büro auch vertragen. Und diese Sessel. Das verschossene Curry erinnert sie an Erbrochenes. Sie glaubt, den scharfen Geruch geradezu sehen zu können, wie er schlierig ausströmt aus den alten Stoffen. Braun und Curry, siebziger Jahre, grauenhaft. Es fehlt nur die Dienstkleidung aus Nyltsthemen und Hosen mit Schlag.

Sie gibt sich einen Ruck und kommt erleichtert von der Fensterbank frei, zieht ihren Rock herunter. Sie hat nichts mehr zu sagen, wendet sich wieder wortlos der vergitterten Aussicht zu.

Es hat angefangen zu nieseln. Der Regen schluckt den Rest Tageslicht und, wie ihr scheint, auch jeden Laut. Sie fragt sich, ob Regen Geräusche schlucken könne, wie man es vom Schnee sagt, aber auch diesbezüglich ist sie sich nicht sicher. Wahrscheinlich fahren nur weniger Autos. Sie hört das Blut in ihren Ohren, so still ist es, jenen Kreislauf, von dem sie weiß, dass sie durch ihn erst ist, der ihr gleichwohl so unvorstellbar scheint wie ferne Milchstraßen, von denen sie gelesen hat. Ihr fällt ein, dass sie noch einkaufen muss. Hoffentlich komme ich hier rechtzeitig raus.

Im Hof zünden die Bogenlampen, eine nach der anderen, aber nicht der Reihe nach, von links nach rechts etwa, oder umgekehrt. Hier geht eine an, dann unvermittelt an nicht zu erwartender Stelle eine weitere. Sie fragt sich, wer sich so etwas ausdenkt. Warum zum Teufel nicht der Reihe nach, das wäre doch das Einfachste. Wie bedeutungslos muss sich jemand fühlen, der auf solche Ideen kommt?

Die springenden Schatten der zündenden Lampen scheinen den Direktor daran zu erinnern, dass es dunkelt. Sie hört Schritte auf dem wild gemusterten Linoleum, spürt endlich das kalte Neonlicht in ihren Augen. Dagegen kommt es ihr auf dem Hof fast gemütlich vor mit den nassen Fäden im gelben Licht.

Sie will auf die Einwürfe nicht weiter eingehen, endlich zur Sache kommen, fragt, ob sie mehr erfahren könne, als in der Akte steht, etwas Persönliches gegebenenfalls, wie er sich so aufführe beispielsweise.

Er sei erst ein paar Wochen hier, man kenne ihn kaum. Das sei auch das Auffälligste an ihm, seine Unauffälligkeit. Dass man nur schwer an ihn herankomme. Er sei höflich, aber distanziert, rede kaum, habe keine Kontakte, auch nicht unter den Häftlingen. Er lebe ganz für sich, in einer fremden Welt, so wirke er auf ihn. Auf dem Hof gehe er immer allein.

»Kommen Sie, ich zeige Ihnen, wer er ist.«

Der Direktor stellt sich an ihre Seite, zu nahe, wie sie meint, sie traut sich nicht, ein wenig wegzurücken. Sie glaubt wieder, diesen säuerlichen Geruch verspüren zu können wie auch die unangenehme Wärme neben sich.

Diese Ausbreitung, die Menschen einnehmen, dieses Schicksal, nicht bei sich bleiben zu können.

Sie dreht den Kopf zur Seite, ein wenig nur, sie zieht die Schulter hoch, den Atem ein, durch die Nase, um festzustellen, ob sie etwa selbst riecht. Da ist nur ihr Parfüm.

Gemeinsam schauen sie aus dem Fenster, ein trautes Paar, denkt sie, wenn jemand sie so sehe, es kommt ihr albern vor, wie sie hier stehen, so unnützlich, was sie tut.

Der Nieselregen ist stärker geworden, die meisten Männer stehen unter einer Überdachung bei dem großen Tor. Zwei Häftlinge gehen noch die Runden, einer in Jeans und Lederjacke, sie schätzt ihn auf Ende dreißig, ein anderer in dunkel-

blauem Anzug, als komme er von einer Kommunion, mit einer kahlen Stelle auf dem Kopf, Tonsur, denkt sie, erstaunt, dass ihr das Wort einfällt, so Mitte fünfzig, wie ihr scheint.

Ihr Blick verliert sich auf dem Hof, sie sieht die Spuren, metertief, die hier schon gelaufen wurden.

Es sei die Lederjacke. Er sehe jünger aus, als er in Wahrheit sei.

Sie hat es schon vermutet. Der Kommunionsanzug sieht nicht aus, als könne er jemanden töten. Wie muss man aussehen, wenn man jemanden töten kann? Lederjacke passt auf jeden Fall, denkt sie, selbst verwundert über die durchsichtige Schlichtheit ihres Urteils.

»Außer dass er nicht redet, weiß ich nur, dass er pausenlos raucht und genauso pausenlos liest.«

Abends schreibe er.

Sie fragt, was er lese, ohne sich zu wenden aus Angst vor faulen Gerüchen und kranken Partikeln, die fremden Mündern entweichen.

Sie weiß nicht recht, ob sie es wirklich wissen will und nicht nur fragt, damit nicht diese Stille ist, die in sie kriecht, sie langsam lähmt, bei der sie immer glaubt, sie sei es schuld, dass niemand spricht, sie trage die Verantwortung, dass Unterhaltung sei. Ihr Wunsch, mit einem Menschen schweigsam sein zu können, für Stunden, Tage, eine Ewigkeit, sie würde dann auch sprechen wollen, aus reiner Lust, da ist sie sich ganz sicher.

Von Ferne der Direktor, er lese alles mögliche, er zählt ihr Titel auf, nichts, was der Unterhaltung diene, nur Wissenschaft, die Themen breit gestreut.

Und was er schreibe?

Das könne er nicht sagen. Man lasse den Untersuchungshäftlingen ihre Privatsphäre, so weit das unter den Umständen überhaupt möglich sei.

»Immerhin gelten sie als unschuldig, solange sie nicht rechtskräftig verurteilt sind.«

Wieder erscheint ihr der Gedanke völlig absurd, dass jemand unschuldig sein kann, der auf diesem Hof geht. Sie sagt nichts, schaut nur wie starr auf die beiden im Regen verschwimmenden Gestalten.

Wie es wohl ist, einen Menschen getötet zu haben?

Sie kann es sich nicht vorstellen, sie fragt sich, ob das irgend jemand kann. Was ist schon fremder Tod. Doch nur, dass unserem Leben etwas fehlt, die Lücke, die er reißt, wenn wir den Toten kennen. Und obendrein Erinnerung, dass man zwar lebt, doch selbst auch sterben kann, ein Rütteln an verdrängter Angst, die dieses ungewollte Wissen meint. Das ist nicht, was sie unter einer Vorstellung versteht.

Ein Wächter tritt aus der Seitentür, rückt die Mütze tiefer und zieht den Kopf zwischen die Schultern, als könne er sich so gegen die Nässe schützen. Wenigstens wollen wir immer glauben, etwas getan zu haben, geht ihr durch den Kopf, egal, wie wenig es auch nützt. Das Schlimmste, dass das Leben nur geschieht, ganz ohne Sinn, den wir ihm geben, und wenn es ist, dem Wetter zu begegnen. Sie schaut von der Uniform zu den beiden Männern im Hof, die den Regen hinnehmen, als gebe es ihn nicht. Sie wissen, dass sie nass werden, und es ist ihnen egal, auch wenn die Sonne schiene. Sie beneidet die beiden fast.

Der Wächter hat die Lederjacke jetzt erreicht, zeigt mit dem Arm zu ihrem Fenster hoch, die Jacke nickt. Zusammen gehen sie auf die Seitentüre zu. Der Anzug geht alleine Runden weiter, mit diesem hellen Fleck auf seinem Kopf. Aber er habe doch gestanden, den Türken getötet zu haben? Sie habe in der Presse von dem Fall gelesen, die Akte flüchtig durchgeblättert.

»Erstens war der Türke kein Türke, sondern ein Deutscher, was die Staatsbürgerschaft betrifft, und zweitens war der Deutsche auch kein Türke, was seine Herkunft anbelangt, vielmehr ein Kurde, und drittens bedeutet ein solches Geständnis nicht viel.«

Wenn man es überhaupt so nennen könne, Geständnis sei zu viel gesagt, wie er die Akten kenne. Er habe bei der Leiche auf die Polizei gewartet und später dann, gefragt, ob er den Tod verschuldet habe, gesagt, es sehe wohl so aus. Das könne man nicht ernsthaft ein Geständnis nennen.

Wie dem auch sei, er könne widerrufen, aber das glaube der Direktor nicht, genauso wenig Unzurechnungsfähigkeit. Vielleicht Affekt, vielleicht auch Notwehr, wer könne das schon wissen. Ansonsten brauche niemand ein Gericht.

»Solange er nicht verurteilt ist, gilt er für uns als unschuldig, und so sollte es für Sie sein.«

Sie bemerkt die Spitze, von der sie nicht weiß, worauf sie sich beziehen soll, wenn nicht auf Gedanken, die er nicht wissen kann, schluckt ihre Antwort aber hinunter. Sie will es sich nicht verderben beim ersten Besuch.

Der Direktor geht zu seinem Schreibtisch zurück und lässt sich in den Sessel fallen. Sie folgt ihm langsam, nimmt endlich Platz und schlägt die Beine übereinander. Der Rock ist viel zu kurz.

»Er müsste jeden Augenblick hier sein.«

Sie hatte sich nicht gerissen um diese Arbeit, Totschläger waren ihr so fremd wie Ausländer, sich nicht vorstellen können, wie mit ihnen reden, weder mit den einen, noch mit den anderen.

Ihr Freund hatte zugeraten, eine einmalige Chance, sie könne sich einen Namen machen, zudem bezahlt, und das nicht schlecht, das Thema sei hochaktuell und ebenso wichtig, mit Sicherheit spannender als seine Klassenarbeiten. Wovor sie bloß Angst habe?

Sie habe keine Angst, wie er darauf käme? Es sei ihr nur unangenehm. Und lästig obendrein. Er kenne sie doch, lange genug. Sie rechnete, acht Jahre schon, vielleicht auch neun, wann hatten sie das letzte Mal den Jahrestag gefeiert?

Sie hatte gespürt, wie sie sich verbockte; diese Schwierigkeit, wenigstens mit sich ehrlich zu sein.

Sich die Hände vorgestellt, die sie würde schütteln müssen, die winzigen Zellen voller Elend und die Wohnstuben voller Mief. Die fremden Sessel und die Angst, nie wieder aus ihnen hochzukommen. Gespürt schon jetzt die eklige Wärme, die aus verschlissenen Polstern strömt, jahreal, die in sie dringt wie Gift, das einen schleichend lähmt, wie Brand, der einen langsam frisst.

Lieber würde sie in einer Bibliothek sitzen und lesen. Der staubige Geruch der alten Bücher; Papier, das nicht schwitzt, nicht stinkt, nichts von ihr will.

An die notwendigen Befragungen denke sie mit Unbehagen. Sie habe einfach keine Lust auf kriminelle Elemente, zu-

mal rassistische. Schlimm genug, dass es sie gebe, aber müsse unbedingt sie sich damit befassen? Gegen Ausländer habe sie nichts, das wisse er, aber ihr sei nicht klar, ob sie sich überhaupt würde verständlich machen können angesichts der schwierigen Thematik, sie vermöge sich nun einmal nicht so gut einzustellen, fremde Menschen machten sie nervös, zumal wenn sie so fremd seien, wie sie in diesem Fall befürchtete. Es gebe doch keinerlei Gemeinsamkeit.

Sie solle sich nicht so anstellen, er wäre dankbar, ein solches Angebot zu bekommen. Was sie denn erwarte? Bucklige Monster mit Fleischerbeilen? Bauern mit Schafen, die sich nur stammelnd unterhielten?

Er hatte gelacht und gezwinkert, am Ende dann den Kopf geschüttelt, als sei sie noch ein Kind; sie hätte nach ihm schlagen können.

Sie wisse doch genau, dass es sich um Menschen handle wie sie selbst. Die einen fehlgeleitet, aus kaputtem Elternhaus, mag sein, aber ansonsten? Und die anderen lebten schon so lange hier, sie würde den Unterschied überhaupt nicht bemerken, wären da nicht die schwarzen Haare und die dunkle Haut.

Er hatte nachgeschenkt und einen Schluck genommen, den Mund gespitzt, diese Bewegung, die sie hasst, seit jeher schon, sich nie getraut, es ihm zu sagen, das Etikett betrachtet, zu lange, wie sie meint, am liebsten hätte sie ihm die Flasche aus der Hand gerissen.

Eine gute Lage, das nächste Mal würden sie eine Kiste nehmen.

Sie solle es unter professionellem Gesichtspunkt sehen: Raus aus dem Elfenbeinturm, rein in die soziologische Praxis, etwas Besseres könne es doch gar nicht geben. Wie gesagt, er wäre dankbar.

In der Tür die nasse Lederjacke, hinter ihr der Wächter. Der Direktor stellt sie vor, ihr Name und der seine, B., er sei ja informiert über ihr Anliegen und habe seine Einwilligung erteilt, von daher gebe es keinen weiteren Erklärungsbedarf. Er könne jederzeit die Mitarbeit beenden, es habe nichts mit dem Prozess zu tun.

Der Direktor steht so, dass ein Schütteln der Hände nicht möglich ist, sie belassen es bei einem ‚Angenehm‘. Ob er einen Kaffee wolle?

B. nickt. Er tropft und wischt sich mit der Hand den Regen von der Stirn. Sie setzen sich an den Besuchertisch, auf dem schon alles steht.

»Es stört mich nicht, wenn Sie rauchen.«

B. holt den Tabak aus der Jacke, das Feuerzeug, reibt seine Hände an den Schenkeln, als sei es ganz normal, sich nass zu Tisch zu setzen, und dreht sich eine Zigarette.

»Wenn Sie nichts dagegen haben«, der Direktor schaut zuerst zu ihr und dann zu ihm, »verlasse ich Sie jetzt. Sie können Ihr erstes Gespräch hier führen. In Zukunft werden Sie ein Besucherzimmer erhalten, nicht ganz so gemütlich, aber auch ungestört.«

Sie will es nicht glauben: Nicht ganz so gemütlich. Sie fragt sich, ob er meint, was er da sagt.

Der Direktor gibt beiden die Hand und geht zur Tür, in der der Wächter steht und wartet.

»Ich wünsche Ihnen viel Erfolg.«

Sie sitzen eine Weile schweigend.

Er sieht nicht schlecht aus, sie mustert ihn, eine gute Figur, nicht nur für sein Alter. Markantes Gesicht mit grünen Augen und ausgeprägtem Kinn, ein kurzer Bart, kaum länger seine Haare.

Er raucht, nimmt ab und zu Kaffee und macht nicht die geringsten Anstalten, das Wort ergreifen zu wollen. Sie streicht den Rock glatt, tut so, als entferne sie eine Fussel, überlegt, ob der Wächter noch vor der Tür sei.

Wie es wohl ist, den ganzen Tag zu warten?

»Sie sind sehr schweigsam.«

»Sie wollen etwas von mir, nicht ich von Ihnen.«

Er dreht sich eine neue Zigarette. Zeige- und Mittelfinger seiner rechten Hand sind an den Spitzen vom Nikotin verfärbt. Er trägt keinen Schmuck, nicht einmal eine Uhr.

Sie beginnt den vorbereiteten Text. Über Migrations-Bewegungen, den Zusammenprall unterschiedlicher Kulturen, sich ergebende Spannungen, dass sie ihre Doktorarbeit schreibe im Rahmen eines solchen Projektes. Ihre Absicht: Die interkulturellen Beziehungen zu verstehen. Vor allem in ihrer Problematik. Auch menschlich. Gerade menschlich. Sie schaut ihn an, verständnisvoll, kann keine Reaktion erkennen. Und natürlich verbessern zu helfen, wie sie betont.

»Dabei will ich auch einige Einzelfälle behandeln, die mir von Interesse zu sein scheinen, und Sie sollen einer davon sein. Sie sind sogar der erste Fall, den ich untersuche, wenn ich ehrlich bin.«

Wegen des Alphabets, wie sie hinzusetzt, in einem Ton, als handle es sich um einen guten Scherz.

Auf seinem Gesicht, das ihr bisher eher gelangweilt vorgekommen ist, glaubt sie ein leichtes Grinsen entdecken zu können. Ob sie meine, er sei ein gutes Beispiel für interkul-

turelle Beziehungen? Sie müsse an einem seltsamen Projekt arbeiten.

So sei das nicht gemeint, er wisse das wie sie. Sie wird ein wenig rot und hofft, er würde es nicht sehen. Sein Fall als Einstieg... Sie sucht nach Worten.

Als abschreckendes Beispiel gleichsam? Der Gedanke amüsiert ihn offensichtlich, er lacht jetzt fast. Ob sie wirklich hoffe, für die Erkenntnis einen Titel zu gewinnen, dass man niemanden totschiessen dürfe, ob Kurde oder sonst wen?

»Natürlich nicht!«

Sie wird leicht wütend und fühlt sich provoziert. Er wisse ganz genau, was sie hier wolle! Den Fall analysieren, Faktoren erkennen, Bedingungen begreifen, wie Gewalt entsteht. Vor allem...

Sie stockt erneut.

Er schaut sie an, geradezu väterlich, wie ihr vorkommt, dazu der arrogante Ton. »Vor allem bei jemandem, der nicht unbedingt als Rassist und rechtsradikaler Idiot gelten kann? Der wohlbestallte Bürger? Etwas in dieser Art?«

»So ungefähr.«

Sie wird bockig. Sie hat sich den Beginn dieses Gespräches anders vorgestellt. Immerhin ist sie es, die an der Universität arbeitet, promoviert und dafür Geld bekommt. Er sitzt im Gefängnis, wartet auf seinen Prozess und hat einen Menschen totgeschlagen. Was bildet er sich überhaupt ein?

Er schüttet Kaffee nach und fragt sie durch Kopfzeichen, ob sie auch wolle. Sie verneint, immer noch trotzig. Er lehnt sich zurück und schweigt. Sie überlegt, dass sie sich ein Scheitern einfach nicht erlauben kann, nicht gleich beim ersten Fall.

Sie hätte doch noch Kaffee nehmen sollen mit den beruhigenden Handreichungen, Milch und Zucker, Rühren, den Löffel weglegen.